

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

19. (8. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

19. (8. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1906, abends 7^{1/2} Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIII her, dgl. XIV bis XXXIV.

A. Allgemeines.

I. Zu Beginn der Sitzung gedachte der I. Vorsitzende der freudigen Familien-Ereignisse in unserm Kaiserlichen und Königlichen Hause, des Einzugs Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Eitel-Friedrich mit seiner Braut Ihrer Hoheit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg, der darauf erfolgten Hochzeit des Prinzlichen Paares, insbesondere aber der Feier der silbernen Myrthe seitens unsers geliebten Kaiserpaares. Zum Zeichen der Zustimmung und der Huldigung erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

II. Im Anschluß hieran wurde eine große Photographie des interessanten Bildes des Kunstmalers Herrn Röhling, Grunewald, Caspar Theißstr. 10, vorgelegt, welches die Bewillkommung des Kronprinzlichen Paares auf dem Pariser Platz beim feierlichen Einzug durch die städtischen Behörden Berlins am Sonnabend den 3. Juni 1905 darstellt. Das schöne Gemälde, welches der Vorsitzende in der Meisterwerkstatt zu betrachten Gelegenheit hatte, ist jetzt in der Kunstaussstellung von Schulte, Unter den Linden, zu besichtigen. Der Maler hat es verstanden nach Menzel'scher Art auf einer verhältnismäßig kleinen Bildfläche den historischen Augenblick mit den Hauptpersonen und der großen Zuschauermenge klar und sogar individualisiert wieder zu geben, indem außer den Prinzlichen Herrschaften auch die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung sowie die Ehrenjungfrauen zum großen Teil porträtähnlich zu erkennen sind.

III. In der Nähe von Jagdschloß Hubertusstock am Werbellinsee, woselbst seit gestern Abend Prinz Eitel Friedrich mit seiner jungen Gemahlin weilt, sind vor kurzem bei Elsenau Spuren einer Ansiedlung ausgegraben worden. Nach Mitteilungen der hiesigen Herrn Sanitätsrat Dr. Hauchecorne, der eine Villa in Elsenau besitzt und des Herrn Fabrikbesizers Becker, Invalidenstr. 111, hat Herr Rektor Otto Monke, unser unermüdliches stets für die Heimatforschung dienstbeflissenes Mitglied, die nachfolgenden Angaben gemacht.

Am Michenbach, 200 Schritt von der Mündung, 50 m vom Fluß entfernt, wurden beim Roden einer Kiefer gefunden:

a) ein Henkelkrug ca. 30 cm hoch (nach Schätzung) aus der Zeit um 1400.

Vorn ist ein Randstück, welches teilweise noch vorhanden ist, herausgebrochen. (Siehe punktierte Linie an der Zeichnung.)

Der Rand ist an 3 Stellen nach innen eingebuchtet, die vierte Einbuchtung ist vorn ausgebrochen.

Das Gefäß ist aus gutgeschlemmtem blaugrauen Ton gebrannt, nicht glasiert, außen in der Mitte scharf gerillt. Die Riller laufen parallel und wagerecht. Die Bruchstellen scheinen ziemlich frisch zu sein; wahrscheinlich ist das Gefäß erst durch die Arbeiter, die es fanden, beschädigt worden, nicht aber durch die Wurzel, welche in das Gefäß eingedrungen ist, die aber nach meiner Auffassung viel zu schwach ist, ein so gut und festgebranntes Gefäß zu zerstören. Ein Teil der Wurzel klebt noch an der Innenfläche, in der Nähe der Bruchstelle. Da der Boden, in welchem der Krug gefunden wurde, aus leichtem Sande und nicht aus Ton besteht, so ist anzunehmen, daß die feste Masse, welche das Wurzelstück mit dem Gefäß verbindet, aus der Wurzel ausgeschiedene Harzteile enthält, welche sich mit Sand vermischt haben.



b) früher verschiedene Bronzereste, besonders mehrere Schildchen, die gut patiniert waren und arabeskenförmige Radierungen aufweisen, ferner Bronzestreifen mit Nieten, welche vielleicht die Bronze- teile als Zierbleche auf Leder festhielten. Herr Becker hat die Sachen zwar gesammelt, glaubt aber, sie seien beim Umzuge verloren gegangen, sonst würde er sie gern dem Märk. Museum schenken. Vielleicht finden sich die Sachen einmal wieder.

c) Eisensachen, verrostete Nägel etc., von denen Herr Becker einen ausschmieden ließ. Er konnte nichts daran finden.

d) Gefäßreste:

a) von heller, gelblicher Farbe,

b) von schwärzlicher Farbe.

Nach der Beschreibung handelt es sich hier um Reste von Gefäßen aus Urnenmasse mit unausgeschlemmten Kieselresten, also wohl um vor- mittelalterliche Fundstücke wie bei No. II.

e) einen Ofen in einer jetzt zugeschütteten Grube dicht am Michenbache. Er enthielt viel Asche.

Nicht weit von der Mündung des Michenbaches soll im Werbellin- see selbst der von R. Virchow untersuchte Pfahlbau liegen. Der an- wesende Herr Becker legte den eingangs gedachten Henkelkrug vor. Er ist unglasiert, grauschwarz, hart gebrannt und mit Riefen verziert.

Es ist zweifellos christlich-mittelalterliche Arbeit aus der Askanierzeit, 13. oder 14. Jahrhundert; es stimmt dies mit den Funden alter Ansiedlungsstellen auf dem jenseitigen Werbellin-Ufer, die ich in den letzten Jahren wiederholt besucht. Dort habe ich auch wendische Ansiedlungen in Altenhof und Umgegend festgestellt, deren Töpferware, in wendischer Weise verziert, bis in die letzte Zeit der Wendenherrschaft im 12. Jahrhundert zurückgreift.

Den Herren Hauchecorne, Monke und Becker, auch Herrn Schneidemühlenbesitzer Falkenberg, der in gewohnter freundlicher Weise die Nachforschungen des Märkischen Museums unterstützt hat, sei dafür auch heut seitens der Brandenburgia im Interesse der Heimatsforschung verbindlichst gedankt.

IV. Schutz der Naturdenkmäler. In der Budget-Kommission des Abgeordneten-Hauses wurde heut folgendes erörtert:

Bei dem Titel: Dispositionsfonds zu Beihilfen für Kunst und Wissenschaften wird von liberaler Seite Auskunft erbeten über die Frage eines Gesetzes für Denkmalspflege und über die Organisation der Pflege der Naturdenkmäler, für die jetzt zum achten Male 15 000 Mark eingestellt sind. Die Auskunft ergibt, daß ein vollständiges Gesetz über die Denkmalspflege nicht sobald vorgelegt werden dürfte, daß aber die Absicht vorliegt, die Angelegenheit teilweise zu regeln. Schon jetzt werden tunlichst Schritte getan, wertvolle historische Denkmäler zu erhalten. Hinsichtlich der Naturdenkmäler soll der erste organisatorische Versuch gemacht werden; wenn die Sache sich praktisch eingearbeitet haben wird, ist auf weitere Ausdehnung zu hoffen.

V. Unser Ehrenmitglied Herr Regierungs-Präsident von Dewitz, in Frankfurt a. O., selbst ein vortrefflicher Kenner der Kunst- und Altertumsschätze unserer Provinz, hatte die Güte gehabt, mich und andere hiesige Herren auf den 16. v. M. zu einem Vortrag des rühmlich bekannten Herrn Professors Schultze-Naumburg über Heimatschutz nach Frankfurt einzuladen. Vorgängig fand im Regierungsgebäude daselbst eine Besprechung darüber statt, in welcher Weise wir am besten durch gemeinschaftliches Zusammenwirken in der Neumark und Niederlausitz die Aufgaben des Bundes Heimatschutz für ganz Deutschland fördern.

Da im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. es an einer solchen kombinierten Tätigkeit leider bislang gefehlt hat, so ist den Bemühungen unsers verehrten Ehrenmitgliedes auch unsererseits ein nachhaltiger Erfolg recht sehr zu wünschen. Vergl. im übrigen Nr. XIV dieses Protokolls.

VI. Ich verteile verschiedene Exemplare des Berichts der Zentral-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1903—1905 von Professor Dr. F. Hahn zu Königsberg in O., Sonder-Abdrücke aus: Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages zu Danzig, 1905, Verlag unsers Mitgliedes

Herrn Konsul Ernst Vohsen (in Firma Dietrich Reimer hierselbst) und bitte Herrn Robert Mielke um einen Bericht hierüber. Herr Mielke bemerkt demnächst folgendes:

„Dem diesjährigen Bericht der „Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ ist ein Aufruf beigefügt, der zur Mitarbeit an einer großen nationalen Arbeit auffordert. Wir sehen, wie außerhalb unsrer politischen Landesgrenze die alten deutschen Ortsnamen durch Umtaufe mehr und mehr verschwinden. Wenn wir unter den gegenwärtigen Umständen diesen Vorgang nicht hemmen können, so erwächst uns doch die Pflicht, diese Namen nach Möglichkeit in unsren Büchern und Karten zu erhalten. Daneben läuft noch ein wichtiges wissenschaftliches Interesse, das in der Namenforschung ein wichtiges Hilfsmittel der Besiedelungskunde oder mit andren Worten der Ausbreitungsgeschichte unsres Volkes erkennt. Ich brauche nur an die vielen Ortsnamen mit „ingen“ zu erinnern, die auf eine Sippenansiedlung deuten und in wechselnder Dichte in Deutschland, Frankreich und England die Ausbreitungsenergie bestimmter Stämme belegen. Hier fordert die Gegenwart um so mehr zur Sammeltätigkeit auf, als viele Ortsnamen einen Unterschied zwischen der geschriebenen Form und dem im Volksmunde gebräuchlichen erkennen lassen, der in wenigen Jahren kaum noch festzustellen sein wird. Um hier ein Beispiel aus nächster Nähe zu bringen, kennt man im Osthavellande das Dorf Satzkorn allgemein nur in der Form „Sotzkar“. Ein geübtes Ohr wird auch feinere Unterschiede zwischen Sprech- und Schreibweise heraushören. Als ich vor zwei Jahren in später Abendstunde den Weg nach Dobrilugk erfragte, wäre es mir fast zum Verhängnis geworden, daß ich nicht in der landesüblichen Sprechweise „Doberluh“ fragte, denn der Angesprochene wies mich nach einem zufällig in der Nähe gelegenen Ort Dübriichen, das ich fast erreicht hatte, bevor ich meinen Irrtum erkannte.

Man kann der Zentral-Kommission dankbar sein, daß sie diese von Prof. Langhans in Gotha schon seit Jahren mit Aufmerksamkeit studierte Frage aufnimmt. Ich möchte die Bitte aussprechen, daß auch unsre Mitglieder sich an der Arbeit beteiligen, indem sie einmal alle Unterschiede zwischen Sprach- und Schreibwort und dann weiterhin in unsren gefährdeten Grenzgebieten alle deutschen Ortsnamen sammeln, namentlich aber ein sorgsames Auge auf unsre kartographischen und andren Veröffentlichungen richten, damit wir nicht selbst zur Vernichtung eines alten Volkstums die Hand reichen. Das Reichs-Kursbuch geht mit gutem Beispiel voran, indem es erst die deutsche, dann erst die aufoktroyierte Form bringt. Der Obmann für die Provinz Brandenburg, unser verehrter I. Vorsitzender, nimmt alle Beobachtungen für die Kommission gern entgegen.“

VII. Pflege der Heimat-Musik. Der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatkunde wünscht Aufnahme der nachfolgenden Mitteilung.

„Musik ins Dorf! Die alten Dorfmusikanten sind ausgestorben, und städtische Musikanten machen städtische Musik! Echte volkstümliche, d. h. ursprüngliche Musik ist auf dem Lande immer seltener geworden, sie ist mit den alten Volksfesten und Volkssitten zugrunde gegangen. Und trotz der sich jagenden Vereinsvergnügungen fehlt es heute in unsern Dörfern und Höfen an sinniger Fröhlichkeit, an herzlich jauchzender Lust, an Gemütserquickung ganz und gar. Musik ins Dorf! ruft darum der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin SW. 11) und fordert alle Freunde und Kenner eines frohsinnigen ländlichen Volkstums auf, ihm bei der Bearbeitung eines Ratgebers und Wegweisers für die Musik auf dem Lande behilflich zu sein. Es handelt sich darum, zunächst einmal festzustellen, wo noch so etwas wie eine ursprüngliche, aus dem Volkscharakter heraus geborene Musik vorhanden ist, und welche ursprünglichen Musikinstrumente es in den verschiedensten Gegenden gegeben hat und etwa noch gibt. Sodann wäre zu untersuchen, was aus der volkstümlichen Musik der neueren Zeit dem Landvolke in erster Linie zu vermitteln ist und welche neueren Musikinstrumente auf dem Lande einzuführen wären. An Beispielen aus der Praxis wäre zu zeigen, wie es gemacht wurde und wie man es anfangen muß, um Musik ins Dorf zu bringen. Wer dabei helfen kann und will, wird dem genannten Vereine herzlich willkommen sein.“

Wir bitten unsere Brandenburgia-Mitglieder sich der Pflege der Heimat-Musik im vorgeschlagenen Sinne annehmen zu wollen.

VIII. Von dem uns befreundeten jungen Verein für Heimatkunde zu Eberswalde lege ich Ihnen den von u. M. Redakteur Rudolf Schmidt daselbst verfaßten Generalversammlungsbericht vom 9. v. M. vor, desgleichen das erste Heft der Mitteilungen des Vereins (auch für das entstehende Museum in E.) datiert vom 1. Januar d. J. Daraus hervorzuheben: Eckstein, die Tierwelt von E. (wird fortgesetzt), Stadtrat Lautenschläger, Eberswalder Sagen sowie 3 Mitteilungen von R. Schmidt: Über das Wröhamt (Rügeherren) deren Amt noch jetzt besteht, wobei ich auf meine Mitteilungen über die ehemaligen Wröhherren von Berlin, an die Wröhlnde zu Werneuchen sowie auf den Bericht des Oberpfarrers Recke über die Spandauer Wröhherren in unseren Monatsblättern aufmerksam mache. — Endlich Beiträge zur Geschichte von Lichterfelde bei Eberswalde.

IX. Eine Anzahl von Führern durch die Einzelabteilungen der Heimarbeit-Ausstellung hierselbst, welche am 21. von der Brandenburgia mit größter Anteilnahme besichtigt, leider aber schon am 25. d. M. geschlossen wurde, lege ich namentlich für diejenigen Mitglieder vor, welche an der Besichtigung teilzunehmen behindert waren.

X. Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen. Auf Veranlassung des Herrn Architekt Bodo Ebhardt, geschäftsführenden Mitgliedes dieses nützlichen heimatpflegenden Bundes, lege ich den Aufruf vom Oktober v. J. und die Satzungen mit dem Wunsche vor, daß recht viele unserer Damen und Herren sich für das gemeinnützige Werk interessieren mögen.

XI. Westpreußen. Heimatschutz und Heimatkunde. Ich setze im Umlauf:

a) den Bericht unsers k. Mitgliedes Direktor Conwentz in Danzig vom 31. Dezember 1905, (u. A. Schutz der Scharbe [auch Kormoran genannt] *Phalacrocorax carbo*, der reizenden Orchidee Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), der schwedischen Mehlbeere, *Pirus suecica*, der von mir unlängst erwähnten Stranddistel, *Eryngium maritimum*, der seltenen Sumpfellritze, *Phoxinus laevis* var. *punctatus*, eines allerliebsten Fischchen, ferner Schutz von großen Irrblöcken, einem Stück Endmorän im Kreis Karthaus, des Burgwalls Lenzen nicht weit von Elbing etc.);

b) im Anschluß an den Lichtbilder-Vortrag u. M. des Fräulein Elisabeth Lemke über die Umgebung von Elbing und andere Teile Westpreußens am 14. d. M. mehre Nummern der illustrierten Zeitschrift „Der Wanderer durch Ost- und Westpreußen“, drei verschiedene illustrierte Fremdenführer durch Elbing und seine Umgebung, einen „Elbinger Ansichtenbrief“ mit schönen Ansichtspostkarten.

XII. Die Ethnographische Abteilung des Ungarischen National-Museums in Budapest teilt zwecks Schriften-Austausches von einer neuen Fachschrift betitelt „Vierteljahrschrift“ das 1. Heft mit. Diese Veröffentlichungen sind um so erwünschter als sie in deutscher Sprache erscheinen, wogegen die bisherigen magyarischen Publikationen für Deutschland nahezu nutzlos sind, da nur überaus wenige Personen bei uns die magyarische Sprache beherrschen.

Ich machte besonders auf die volkstümlichen magyarischen Typen aus der Gegend des Plattensees aufmerksam. Redakteur ist Dr. Willibald Semayer in Budapest.

Die Brandenburgia wird gern auf einen Schriftenaustausch eingehen, desgleichen das Märkische Museum.

XIII. Zum Naturschutz in Nordamerika. Zum Schutz der weltberühmten durch die Industrie schwerbedrohten Niagara-Wasserfälle sind die kanadischen Behörden von Detroit aus und die der Vereinigten Staaten von Buffalo aus zu gemeinschaftlicher Aktion zusammengetreten. Es ist höchste Zeit, da für Fabrikunternehmungen den Fällen bereits viel Wasser entzogen wird.

XIV. Unser Ehrenmitglied Regierungs-Präsident von Dewitz läßt uns nachträglich zu Nr. V folgenden Bericht zugehen.

Durch besondere Einladungen an eine größere Anzahl von Personen, deren Interesse für die Pflege wertvoller Kunst- und Naturdenkmäler unserer märkischen Heimat ihm bekannt war, hatte Regierungspräsident v. Dewitz für Freitag nachmittag 4 Uhr in den Festsaal des Regierungsgebäudes in Frankfurt a. O. eine Versammlung von zirka 100 Herren aus dem ganzen Regierungsbezirk zu einer Besprechung darüber einberufen, „wie am besten durch zwangloses aber möglichst ausgiebiges Zusammenwirken die Aufgaben des Bundes Heimatschutz in Kur- und Neumark und Niederlausitz zu fördern seien.“

Regierungspräsident von Dewitz hieß die den Saal fast füllende erfreulich große Besucherzahl mit herzlichen Worten willkommen und wies auf die als Anschauungsmaterial ausgestellten Photographien und Abbildungen von Baudenkmalern aus der Neumark, besonders aus Königsberg, von hübschen Schüler-Entwürfen aus der Frankfurter Baugewerkschule, von Bauernhäusern der Ansiedlungskommission und der Generalkommission und von malerischen Bauanlagen namentlich aus der Schweiz hin, die mit der umgebenden Landschaft harmonieren. Prof. Schultze-Naumburg entwickelte darauf, nach einem besonderen Dank an Regierungspräsident v. Dewitz für die bedeutsame Förderung, die er dem Heimatschutz angedeihen ließe, die Aufgaben des Bundes. In dem Streben nach einer gemüt- und geschmackvollen Ausgestaltung unserer heimischen Gebäude, Straßen, Städte, Gärten und Landschaften habe in unserer Zeit eine erschreckende Ernüchterung, Phantasielosigkeit, Uniformität und Schablonenhaftigkeit Platz gegriffen, die für die Weiterentwicklung einer ethisch-ästhetischen Volkskultur und für die pitätvolle Wahrung unseres Besitzes an geistigen Werten der Vergangenheit die schwersten Gefahren mit sich bringe. Wir hätten beinahe keine Wälder mehr, sondern nur Forsten, keine individuelle Physiognomie unserer Städte und unserer Dörfer, alles arte in trübselig öde Phantasielosigkeit ohne Anpassung an den Land- und Volkscharakter aus. Es drohen uns ästhetisch geistige Volksideale verloren zu gehen. Hier ist es an der Zeit, unmittelbar wieder an das wertvolle Überlieferte anzuknüpfen und zwar insbesondere unmittelbar an die Zeiten unsrer Väter und Großväter. Der Bund Heimatschutz, der gerade jetzt beabsichtigte, sich in Berlin eine eigene Zentralstelle zur Pflege seiner Interessen zu schaffen, und dem es hierzu nur noch an Geldmitteln fehle, habe dieser ästhetischen geistigen Verödung unseres Volkslebens gegenüber sich eine fünffache Aufgabe gestellt: 1. Denkmalspflege. Da werden wertvolle Bauten beseitigt, um nicht, wie es zumeist in der Vergangenheit war, Besseres, sondern Schlechteres an die Stelle zu setzen, alte Bäume werden gefällt, Wege häßlich angelegt u. s. w. Überall sucht da der Bund das Wertvolle zu erhalten, sofern nicht wirklich zwingende praktische Gründe vorliegen. Wir brauchen unsere Denkmäler für die Geschmackbildung,

denn die Entwicklung kann nicht wiederholt werden. Würde alles zerstört, müßten wir von vorn anfangen. Die zweite Aufgabe ist die Förderung einer guten Bauweise bei Neubauten durch Überredung und Beispiel, die dritte Förderung der Schönheit in der Landschaft, Verhinderung der Zerstörung unsrer schönsten Täler, die gewissermaßen ein geistiger Nationalbesitz sind, an dem sich alle freuen, durch Talsperren, vielleicht nur zur Bereicherung einzelner. — Daß hier Maß gehalten werden soll und oft die wirtschaftlichen Werte vor den geistig-ästhetischen den Vorrang beanspruchen müssen, wurde von Prof. Schultze (Naumburg) gleichfalls gestreift. Als vierte Aufgabe stellte er die Erhaltung der heimischen Flora und Fauna hin. Das unsinnige Wüsten gegen alle nützlichen Heckenwälder habe diese in erschreckender Weise vermindert, die Insekten vermehrt. Fünfte Aufgabe: Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Gegenstände, das bisher noch am wenigsten gepflegte Gebiet des Bundes. 6. Volkssitten, Gebräuche, Feste, Trachten, z. B. Johannisfeuer, Hochzeitsgebräuche u. s. w.

Im Anschluß an den Vortrag entwickelte sich eine lebhafte Aussprache, die zeigte, wie ausgedehnt und vielseitig schon heute das Interesse für all diese Aufgaben im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. ist. Regierungspräsident von Dewitz wies darauf hin, daß der Bund, um seine Zwecke in unserm Bezirk zu erreichen, nicht beabsichtige, in den Bestand und die Arbeit der hierfür schon bestehenden Kunst-, Tierschutz-, Verschönerungs-, historischen und sonstigen Vereine einzugreifen, sondern mit diesen und den interessierten Einzelpersonen in freier Vereinigung zusammenwirken wolle. Dazu solle alljährlich etwa eine Wanderversammlung zu freier Aussprache abgehalten werden. Die Regierung selbst biete genug Gelegenheit, die Zwecke des Bundes in Schul-, Bau-, Domänen- und Forstverwaltung zu pflegen, man brauche keinen neuen Verein, keine Beiträge oder Satzungen, sondern nur freies Zusammenwirken mit der Regierung für ein gemeinsames, immer mehr Boden in unserm Volke gewinnendes Ideal.

Für die in Küstrin schon bestehende Ortsgruppe für Heimatschutz sprach Rechtsanwalt Petong. Er wies auf das viele gute Neue hin, was auch die Kunst unserer Zeit schaffe. Er verbreitete sich noch über naturwissenschaftliche, künstlerische, historische, germanistische Sachverständige, deren man nicht würde entraten können, über erforderlich werdende Legitimationskarten. Ferner wies er ebenso wie Rektor Bieder aus Frankfurt a. O. auf die Bedeutung der „Märkischen Blätter“ hin, in denen sich nach dem Willen ihres Begründers und nach ihren verdienstvollen Leistungen schon jetzt eine geistige Zentralstelle für die Pflege der Geschichte, Kunst, Literatur und Heimatkunde der Mark vorfinde und die wohl unbedenklich als das Organ der im Bezirk zu gründenden Organisation des Heimatschutzes anzuerkennen seien.

In weiterer vielseitiger Aussprache, an der uns u. a. von Flemming, ferner der Vorsitzende des Verbandes für Heimatkunde und Anthropologie in der Niederlausitz, ein Züllichauer Arzt, Landwirte, Geistliche, Bau- und Landräte teilnahmen, wurden die Fragen erörtert, ob eine sachverständige Zentralstelle und ob ein Vorstand zu schaffen und wie sich das Verhältnis zu den einzelnen Vereinen, insbesondere zum brandenburgischen Vereine für Denkmalsschutz und Denkmalspflege gestalten solle. Schließlich — die Zeit war bereits sehr vorgerückt — schlug Chefredakteur Dr. Wintzer, der dem Bunde jedes mögliche Entgegenkommen gegenüber seinen Bestrebungen in der Presse insbesondere in den Märkischen Blättern zusagt, die Wahl eines Ausschusses zur Erledigung dieser organisatorischen Aufgaben vor, für die in erster Linie Regierungspräsident v. Dewitz und Regierungs- und Baurat Heße in Frage kämen.

Herr Superintendent Kuhnert (Arnswalde) stellte hierauf den Antrag: Die Anwesenden erklären sich bereit als Helfer bzw. Gönner dem Bunde Heimatschutz anzugehören und sich seinen Bestrebungen als Vertrauensmänner dienstbar zu machen.

Sie schließen sich zu einer freien Gruppe des Bundes Heimatschutz für die Landschaften der Kur- und Neumark und Niederlausitz zusammen und beschließen sich in jährlichen gemeinschaftlichen Versammlungen zu wechselseitiger Anregung und Mitteilung zusammenzufinden.

Sie wählen zu dem Zwecke einen Ausschuß behufs Ausarbeitung von Vorschlägen für die weitere Organisation mit dem Rechte der Zuwahl bestehend aus den

Herrn Regierungs-Präsidenten von Dewitz (Frankfurt),

Herrn Rechtsanwalt Dr. Petong (Küstrin),

Herrn Rektor Bieder (Frankfurt),

Herrn Lehrer Zerndt (Schwiebus),

Herrn Professor Jentsch (Guben),

Herrn Regierungs- und Baurat Heße (Frankfurt),

und bestimmen als nächsten Versammlungsort Frankfurt a. O.

B. Persönliches.

XV. Der Nestor der brandenburgischen Vogelkundigen Prof. Dr. Jean Louis Cabanis, viele Jahre Kustos an der ornithologischen Abteilung des Kgl. Zoologischen Museums zu Berlin, ist im fast vollendeten 90. Lebensjahr in seiner Wohnung zu Friedrichshagen am Müggelsee verstorben. Cabanis ward am 8. März 1816 zu Berlin geboren und ging nach Beendigung seiner Studien nach Amerika, wo er $\frac{1}{2}$ Jahre hindurch in Nord- und Süd-Karolina zoologische Forschungen anstellte. Mit wertvollen Sammlungen kehrte der Forscher nach Berlin zurück. 1849 erhielt er beim Zoologischen Museum die Stelle eines Kustos der ornithologischen Sammlungen. Seine Untersuchungen, die

für die natürliche Systematik der Vögel von durchgreifender Bedeutung wurden, hat der Verstorbene zuerst in „Wichmanns Archiv für Naturgeschichte“ und dann eingehender im „Museum Heineanum“ veröffentlicht. Im Jahre 1853 begründete er das „Journal für Ornithologie“, das seitdem das Zentralorgan für die gesamte Ornithologie bildete und das seit 1868 zugleich als Organ für die von Cabanis begründete „Deutsche Ornithologische Gesellschaft“ zu Berlin diente.

Cabanis war Schwiegervater des verstorbenen, früher in unserer Brandenburgia bekannten, für unsere Heimatstudien tätig gewesenen Professor Dr. Frenzel, Vorsteher der Fischereistation Müggelsee in Friedrichshagen.

XVI. Unserm Mitgliede, Herrn Geheimen Kommerzienrat, Generalkonsul Fritz Friedländer ist unter dem Namen von Friedländer-Fuld der erbliche Adel verliehen worden.

C. Naturkundliches.

XVII. In den stets willkommenen „Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke“ Heft II vom 2. d. M. finden Sie insbesondere interessante Darstellungen der Beleuchtung unserer „Komischen Oper“, Ecke Friedrichstraße und Schiffbauerdamm.

XVIII. Dr. F. Solger: Über fossile Dünenformen im Norddeutschen Flachlande. Es ist dies ein Separatabdruck des bereits gelegentlich Besprechung des XV. Deutschen Geographentags zu Danzig 1905 erwähnten interessanten Vortrags. Bei der großen Ausdehnung, den die Dünen, darunter die ältesten (fossilen) Sandaufwehungen in unserer Provinz einnehmen, sind die Solgerschen Untersuchungen von erheblicher Bedeutung. Hoffentlich wird der Herr Verf. uns in der Brandenburgia noch in diesem Jahr einen besonderen Vortrag über das eigentliche Material der Dünen, den Sand, über den sich sehr vieles sagen und an ihm vieles beobachten läßt, halten.

Herr Solger weist überzeugend nach, wie die rezenten Dünen in ihrer Form stets nach Westen zu konvexe Bogen beschreiben, was sich aus der in Norddeutschland vorherrschenden Hauptwindrichtung erklärt. In entlegener alluvialer Vorzeit war das anders, denn es zeigen unsere Inlanddünen soweit sie Bogen-, nicht Strichdünen sind, übereinstimmend nach Osten konvexe Bogen, was darauf hindeutet, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo in Norddeutschland Ostwinde die herrschenden waren. Hierin liegt eine Bestätigung der anderweit schon nahegelegten Wahrscheinlichkeit, daß Norddeutschland lange Zeit ein Steppenklima besessen hat und daß diese Zeit zusammenfällt mit der Epoche des Schmelzens und Zurückgangs des Inlandseises. Die aus dem noch immer nahen Eisgebiet in nordöstlicher Richtung herauswehenden Winde mußten sich im Vorlande erwärmen, dadurch austrocknen

und austrocknend auf das Klima des vorgelagerten Gebiets wirken. Dr. Solger hat sich aber mit der Feststellung der Grundrisse unserer Inlandsdünen nicht begnügt, sondern auch ihre Profile ins Auge gefaßt, und hierbei stellt sich die Eigentümlichkeit heraus, daß die Profile in ihren Besonderheiten, ihren schwächeren Süd- und steileren Nordböschungen, nur durch Westwinde gebildet sein können, Grundrisse also durch Ost-, Profile und dauernde Gestalt durch Westwinde. Das hat viel Wahrscheinlichkeit, weil bei der Änderung des Klimas durch Zurückweichen des Eises zum Pol die nun allmählich herrschend werdenden Westwinde vegetationslose Flußsanddünen vorfanden, mit denen sie spielten und die sie so lange formten, bis das feuchter werdende Klima jene mit Pflanzenwuchs bedeckte und gegen weitere Formänderungen schützte. Dr. Solger begleitet seine Darlegungen durch einen Abschnitt der Generalstabskarte des Terrains nördlich der Warthe zwischen Birnbaum, Zirke und Obersitzko, weil hier die Bodengestalt der Dünen Grundrisse und Konvexität nach Osten besonders auffällig hervortritt. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß es einst gelingen möge, eine vollständige Karte der altalluvialen und rezenten Dünenzüge unserer Provinz im Zusammenhange aufzustellen.

XIX. Friedrich Solger: Die Moore in ihrem geographischen Zusammenhange. Diesen in der Gesellschaft für Erdkunde hieselbst am 20. März v. J. gehaltenen Vortrag lege ich Ihnen ebenfalls im Sonderabdruck vor. Die Darstellung ist zwar allgemeiner Art d. h. für alle Moore der Jetztzeit geltend, aber auch für unser zwischen Sumpf und Sand gelegenes Heimatgebiet mit seinen großen Moor- und Torfflächen im besonderen gültig. Am Schluß der auf die verschiedenen Entwicklungsphasen der für die Kohlenbildungen, die Klimaschwankungen insbesondere die Eiszeit in geistvoller Weise eingehenden Auseinandersetzung sagt Verf.:

„Eine Klimaschwankung von ungeheurer Dauer, deren Ursache wir noch nicht kennen, die aber von vielen kleineren Schwankungen verschiedener Ordnung unterbrochen war, schuf Bedingungen, die starke Moorentwicklung ermöglichten. Diese Moore verbrauchten einen bedeutenden Teil der atmosphärischen Kohlensäure und förderte damit die Temperatur-Erniedrigung, die trotz der kohlenäureschaffenden Vulkan-tätigkeit des späteren Tertiärs zur Eiszeit führte. Nun setzt die Rück-schwungung jener großen primären Klimaschwankung ein. Die Eiszeit verschwindet, Moore erscheinen wieder allgemeiner und werden wieder verschwinden, wenn das Klima von neuem die Wärme der Eocänzeit erreicht. Aber die Verminderung der Kohlensäure wird die Kohlenbildung nicht in so großem Umfange wieder aufblühen lassen, wie vor der Eiszeit, zugleich schafft sie wohl schärfere klimatische Gegensätze. Wir dürfen daher erwarten, daß die nacheiszeitliche Kohlenbildung an

Masse stark zurücktreten wird hinter der voreiszeitlichen, ganz wie wir im Perm nach der palaeozoischen Eiszeit nur noch verhältnismäßig geringe Kohlenbildungen finden. Ist das Klima der Eocänzeit wieder erreicht, dann verschwindet das in den Mooren bis dahin gegebene Sicherheitsventil für den Kohlensäuregehalt der Luft. Der von nun ab in der Vegetation jeweilig gebundene Kohlenstoff geht mit deren Absterben und Verwesen in die Luft zurück und die Entgasung des Erdinnern, der der Vulkanismus dient, läßt den Kohlensäuregehalt der Atmosphäre mehr und mehr steigen, bis eine neue große klimatische Depressionsperiode ihn vielleicht wieder für eine zukünftige Kohlenformation verbraucht. — So ungefähr werden wir uns die kommende Entwicklung des Erdklimas und ihren Einfluß auf den Moorbestand vorstellen dürfen. Aber wir wollen dabei nicht vergessen (so fügt S. vorsichtig hinzu), daß doch zu viele uns bekannte Einflüsse auf die säkularen Änderungen des Klimas wirken, als daß wir jenen Ausblick als Gewißheit nehmen dürften.“

Das ist ein Ausblick auf Aeonen von Jahren, so daß man nur zögernd hinzufügt: qui vivra verrà.

XX. Das stattliche Bild einer weidenden Herde von Mammuten (*Elephas primigenius* Blumenbach), welches das Märkische Museum heut auf- und ausgestellt hat, verdankt dasselbe der Güte unsers „mammutholden“ Ausschußmitgliedes Herrn Franz Körner, der wie Sie alle wissen, in seinem Museum zu Rixdorf eine Menge von Resten dieses fossilen Elefanten, der bereits so oft Gegenstand der Besprechung in unserer Brandenburgia war, aufbewahrt. Gleichzeitig überreicht Herr K. hierzu das bei Th. G. Fischer & Co. zu Cassel 1901 erschienene Heft „Tiere der Vorwelt. Reconstructionen vorweltlicher Tiere entworfen von Gustav Keller in München mit Erläuterungen von Professor Dr. Andreae in Hildesheim. 6 Wandtafeln für den Anschauungsunterricht mit Textheft.“

Tafel I. Steller's Seekub, *Rhytina gigas* L.; II. Ichthyosauren des obern Lias; IV. *Triceratops* und *Agathaumas*; V. *Plesiosaurus* des untern Lias von England; VI. Der Riesenhirsch, *Megaceros giganteus*.

Tafel III ist die vor Ihnen stehende dem Mammut gewidmete. Die Erläuterungen dazu S. 16 bis 22 geben eine gemeinfaßliche, dem Stande unsers Wissens bis zur letzten Jahrhundertswende entsprechende Schilderung.

Wir sagen unserm geehrten Mitgliede verbindlichsten Dank; ich füge hinzu, daß ich mir für eine spätere Sitzung eine umfassende Mammut-Ausstellung, Originalreste, Photographien u. dergl. m. vorbehalte.

XXI. Eolithe — Archaeolithen — Palaeolithen u. dergl. Von Professor Dr. Max Verworn an der Universität zu Göttingen sind mir verschiedene von ihm verfaßte, auf die ältesten Spuren des Menschen bezügliche Schriften, die ich herumreiche, in liebenswürdiger Weise mitgeteilt worden.

a) zunächst eine Epoche machende Schrift in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Mathematisch Physikalische Klasse. Neue Folge Bd. IV. Nr. 4. „Die archaeolithische Cultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal).“ Mit 5 Tafeln. Ich kann mich hier kurz fassen, da ich diese Schrift bereits in der Brandenburgia XIV. S. 323 u. Protokoll vom 13. Dez. 1905 unter Nr. IV ausführlich besprochen habe. Ich lege Ihnen dazu die Ihnen am 31. Mai v. J. vorgelegte, parallele, die Beobachtungen Verworns durchaus ergänzende und bestätigende Abhandlung von Klaatsch vor: Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal. (Archiv f. Anthropologie 1905 S. 153—160. Ich lege hierzu auch eine abfällige Kritik vor in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 15. Oktober 1905 S. 667, worin Edward Hennig den Herrn Verworn und die Eolithen-Anhänger angreift. Diese Kritik zum Teil gestützt auf das bisherige Fehlen menschlicher Gerippereste, zum Teil auf die von uns kürzlich besprochenen Untersuchungen Boules über die Entstehung von modernen Eolithen in den Kreidemühlen, entspricht nicht dem Stande unsers jetzigen Wissens und kann auf eine jernstliche Beachtung oder Widerlegung kaum mehr Anspruch erheben.

Sehr zutreffend ist dagegen die Antikritik a. a. O. Jahrgang 1906 vom 7. Januar S. 24—27, die sich mit Recht auf den Verwornschen Standpunkt stellt.

Aus der eingangs gedachten Schrift will ich noch (vgl. S. 52) das Schema der Steinkulturen für unsern Gebrauch in der Brandenburgia anführen, dessen Herr Verworn sich bedient.

Schema der Steinkulturen nach Verworn.

Eolithische Kultur.	Der Stein wird als Gerät verwendet, wie ihn die Natur bietet, ohne irgend welche künstliche Bearbeitung. Die Geräte sind als solche nur an ihren Gebrauchsspuren kenntlich.
Archaeolithische Kultur.	Der Stein wird künstlich gespalten. Die Abschläge werden durch Randbearbeitung zu Geräten, hauptsächlich zu Schabern hergerichtet, die nur am Gebrauchsrande die Andeutung einer ihrem speziellen Zweck entsprechenden Formgebung zeigen.
Palaeolithische Kultur.	Der Stein wird durch Spaltung, Rand- und Flächenbehauung zu konventionellen Gerätformen verarbeitet, welche die erste Andeutung eines aesthetischen Sinnes zum Ausdruck bringen.
Neolithische Kultur.	Der Stein wird durch Spalten, Behauen, Schleifen, Polieren und künstliche Durchbohrung zu Geräten von vollendeter Formgebung verarbeitet.

Zwischen der Kultur 3 u. 4 möchte ich noch eine weitere Stufe die Mesolithische einschieben. Die Mesolithische Kultur ist charakterisiert durch Spalten und Behauen des Steins mit oft künstlerischer Ausführung einzelner Stücke. Diese Kultur bildet kulturgeschichtlich und geologisch (stratigraphisch) den Übergang von der Palaeolithischen zur Neolithischen Kultur; es gehören dahin u. a. die ältesten Schweizerpfahlbauten und viele Kulturen an der Nord- und Ostsee (besonders der Insel Rügen) zum Teil unter dem Meer versunken. Geologisch entspricht in dem soeben gedachten Schema, das sich absichtlich nur auf Steinsachen einlässt, die Eolithische Kultur dem Tertiär, die Archaeolithische Kultur dem Übergang von Tertiär zum Diluvium, die Palaeolithische Kultur, dem Diluvium, die Mesolithische Kultur dem Alt-Alluvium und die Neolithische Kultur dem jetzigen (rezenten) Alluvium.

Verworn setzt noch hinzu, es sei selbstverständlich, daß die niederen Werkzeugtypen sich auch in allen höheren Kulturstufen als remanente Formen erhalten können. So finden wir z. B. eolithische Typen auch in archaeolithischen, palaeolithischen, mesolithischen, neolithischen, ja selbst in ganz modernen Kulturen in Form von Behausteinen, Kornquetschern, Reibesteinen u. dergl. Die Massenhaftigkeit von eolithischen Typen kann unter Umständen in einer höheren Kulturstufe so groß sein, daß man fast eine eolithische Kultur vor sich zu haben glaubt. So könne z. B. in archaeolithischen Kulturen die künstliche Spaltung des Feuersteins zur Gewinnung von Abschlägen überflüssig werden, weil an Ort und Stelle genug natürliche Bruchstücke mit scharfen Kanten vorhanden sind, wie das in Rutot's „Reuteliestufe“ der Fall ist. Daß es sich hier trotzdem um eine archaeolithische Kultur handelt, erkennt man dann nur an der Verwendung der Randbearbeitung. Im übrigen hat die ganze Kultur eolithischen Charakter. Ja, wir müßten sogar sagen, daß eine völlig reine eolithische Kultur bisher noch nicht einmal gefunden worden ist. Um solche zu suchen, müssen wir offenbar noch viel weiter zurückgehen in der Erdgeschichte als bisher, denn die älteste Kultur, die wir bis jetzt mit Sicherheit kennen, die Kultur des obersten Miocän, ist bereits eine Kultur von sehr ausgesprochenem archaeolithischen Typus. Daß aber rein eolithische Kulturen der archaeolithischen Stufe des oberen Miocän irgendwann einmal vorangegangen sein müssen, das beweist nicht nur das Vorhandensein von remanenten eolithischen Typen in höheren Stufen, sondern auch die bekannte, in der Brandenburgia vom Referenten wiederholt erwähnte Tatsache, daß gewisse Affenarten Natursteine zum Schlagen benutzen.

Überall und zuerst muß also die Geologie mitsprechen, findet man eolithisch aussehende Steine in den diluvialen Sand-, Grand- und Kiesgruben, so hat man die immerhin schon schätzbare Gewissheit, daß sie nicht dem Alluvium, der mesolithischen oder neolithischen Kultur angehören können.

b) Indianische Reiseerinnerungen, Vortrag von M. Verworn in der Anthropologischen Gesellschaft zu Göttingen am 16. Dez. 1905. Der Vortragende steht auf demjenigen von Holmes in Washington und Dorsey in Chicago, daß sich vom palaeolithischen (auch vom eolithischen?) Menschen keine sicheren Spuren bisher in Amerika irgendwo haben nachweisen lassen. Dies steht im geraden Gegensatz zu dem kanadischen Professor Wilson und Sir Charles Lyell u. a. Besonders D. W. Foster (pre-historic. Races of the United States of America) hat sehr ausführlich die Altersfrage für diese Lande behandelt; er versieht freilich die Spuren im Miocän und Pliocän mit??, führt aber für das Diluvium eine Menge von Funden menschlicher Kultur und einzelne menschliche Skelettreste an. In Südamerika ist mindestens für die südlichen Teile von Ameghino u. a. das Vorkommen des Menschen mit ausgestorbenen diluvialen Tieren behauptet.

Es wird also vorerst ein abschliessendes endgiltiges Urteil über das Vorkommen oder Nichtvorkommen menschlicher Kultur im Diluvium des Erdteils Amerika noch vorbehalten bleiben.

In derselben Sitzung (Corr. Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. Nr. 7w—8, 1905) S. 63 läßt Herr Verworn die Eolithenfrage nochmals Revue passieren.

c) Derselbe Autor teilt endlich aus der „Umschau“, Wochenschrift über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft und Technik (Frankfurt a. M.) 1906 Nr. 7, einen Aufsatz „Zur Frage der ältesten Steinwerkzeuge“ mit, der sich gegen die Schlüssigkeit der Geologen Boule und Obermaier in den von mir wiederholt erwähnten Untersuchungen der Kreideschlammerei und Zementfabrik bei Mantes (vgl. auch XXI^a) wendet und mit den Worten schließt: „Nach alledem ergibt sich mir aus meinen Untersuchungen ebenso wie zahlreichen anderen Forschern, welche die Manufakte von Aurillac eingehender studiert haben, bereits für das oberste Miocän oder nach deutscher Einteilungsweise für das unterste Pliocän die Existenz einer steinzeitlichen Kultur. Da man in dieser Kultur bereits die wirkliche Erfindung der künstlichen Spaltung des Feuersteins zum Zweck der Herstellung verschiedenartig differenzierter Werkzeuge kannte, so kann ich in dieser Kulturstufe nicht mehr die Morgenröte der Kultur erblicken und sie einer eolithischen Stufe zurechnen, sondern bezeichne sie als „archaeolithische Kultur.““

XXII. Herr Dr. Otto Zacharias, Direktor der Biologischen Station zu Plön, der die Brandenburgia schon öfter mit Einsendungen erfreut hat, welche sich auf die niedrigsten und kleinsten Lebewesen im Wasser beziehen, übersendet diesmal eine hervorragende Arbeit, welche als Sonderabdruck im Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde Bd. I. 1906 erschienen ist unter dem Titel: Das Plankton als

Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts. (Stuttgart 1906, 99 S. 8^o). Die eben erwähnten im Süßwasser lebenden und schwebenden Mikroorganismen spielen im Haushalt der Natur und damit mittelbar auch im menschlichen Haushalt, vornehmlich in der Fischerei als Nahrung teils unmittelbar der Fische, teils wenigstens kleinerer Tiere, die ihrerseits von den Fischen verzehrt werden, eine viel größere Rolle, als man dies vor den langjährigen gründlichen methodischen Forschungen des Direktors unseres Plöner Instituts vermutete. Mit großem Geschick weiß Z. nunmehr die Planktonforschung in den Schulunterricht einzuschalten, wobei die Schrift zunächst für die Lehrer als Lernende und dann das Gelernte Lehrende in Frage kommt. Wir wünschen dem lehrreichen Buch weiteste Verbreitung und eingehendstes Studium.

XXIII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Febr. 1906 Heft 2. Darin finden Sie ausführliche Mitteilungen über Zander und Forelle, desgl. eine von unserm Ehrenmitglied Herrn Regierungspräsident von Dewitz am 27. Dezember v. J. erlassene recht zeitgemäße Polizei-Verordnung für den Betrieb der Fischerei in den Gewässern des Spreewaldes. Ich kenne die ausbeuterische Fischerei daselbst aus eigener Erfahrung und begrüße u. a., daß der wahrhaft mörderisch wirkende Gebrauch des Stoßhammers und der Wate sowie das Fischen mit zwei Knebelnetzen übereinander, desgl. das Austreiben der Fische aus den Gräben in vorgestellte Netze verboten wird.

XXIV. Klärpreßkohlen aus Spandau. Herr C. Lippold Direktor der Städtischen Wasserwerke zu Spandau, hat die große Güte gehabt, sechs Stück verschiedener Arten von Klärpreßkohlen einzusenden, welche sich als Rückstand bei der Klärung der Abwässer ergeben. Aus der beigefügten technischen Schrift des hiesigen Ingenieurbureaus Wilhelm Rothe & Comp. ersehen Sie, daß außer Berlin in unserer Nachbarschaft nur noch Charlottenburg das im eigentlichsten Sinne weitläufige Rieselfeldersystem mit seinen überall schwierigen und kostbaren Vorkehrungen anwendet, während Spandau und Charlottenburg Kläranlagen von Rothe & Comp., Oberschöneweide, Friedrichsberg, Lichtenberg, Pankow, Reinickendorf und Tegel nach demselben System Kläranlagen und Kanalisation haben. Bei der Klärung darf etwas Kohle oder an anderen Orten Torf beigemischt werden; bei Epidemien (Cholera pp.) kann auch noch ein billiger bazillentötender Stoff hinzugesetzt werden.

Der aus dem Rothe-Degnerschen Kohlebreiverfahren übrig bleibende Schlamm wird zunächst an der Luft etwas abgetrocknet, damit der Wassergehalt geringer wird. Der abgetrocknete Schlamm wird, wie Herr Direktor Lippold unterm 23. v. M. gütigst mitteilt, teils durch eine Ziegelformmaschine teils durch eine Druckpresse geformt, sodann an der Sonne ganz abgetrocknet und hierauf aufgestapelt. Bei den auf der

Ziegelformmaschine hergestellten Klärpreßkohlen sind die Außenseiten rau, während die auf der Presse hergestellten glatte Flächen zeigen. Um festzustellen, ob sich der abgetrocknete Klärschlamm auch unter sehr hohem Druck zu Briketts, wie sie in den bekannten Braunkohlen-Brikettswerken (Grube Ilse, Grube Viktoria u. s. w.), verarbeitet werden, eigne, wurden Klärschlammproben an verschiedene Maschinenfabriken geschickt. Das Ergebnis fiel günstig aus, wie Sie aus 2 Proben ersehen, die den besten Senftenberger Braunkohlen Briketts täuschend ähneln; jedoch sind bis jetzt die Herstellungskosten gegenüber den daraus gewonnenen Einnahmen noch zu gering.

Wie unsere Spandauer Mitglieder versichern, sind die übrigen Preßkohlen, welche gepreßtem bestem Torf ähneln, so beliebt, daß nicht genug abseits der Stadt Spandau geliefert werden können, um allen Nachfragen zu genügen.

Herrn Lippold herzlichsten Dank!

D. Kulturkundliches.

XXV. Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Weichbildes. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit I. M. des Kaisers Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Viktoria, herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins, bearbeitet durch P. Clauswitz Stadtarchivar, Berlin 1906. Preis Mark 2,50.

Diese vortreffliche zuverlässige Schrift unsers verehrten Mitgliedes Dr. Clauswitz ist eine Zierde der Berliner Ortskunde und wird allen denen, die sich für die planmäßige Darstellung Berlins interessieren, zum Studium hierdurch bestens empfohlen. Die Schrift zirkuliert.

XXVI. Herr Gutsbesitzer Sudeck auf Dominium Spiegelberg bei Neustadt an der Dosse*) übersendet die ausgestellten vier Wandtäfelungs-Fayencekacheln, weiß mit blauen Figuren von Schiffen, Wasserprospekten u. dergl. im niederländischen Stil, Delfter Fabrikat um 1699, von einem im Gutsgarten nahe dem Dosse-Flüßchen aufgeführten Teehäuschen, das etwa 2000 dergleichen hübscher Kacheln enthält und leider abgebrochen werden soll. Wahrscheinlich finden dieselben im hiesigen Königlichen Schloß Verwendung. Die Ansiedlung hat eine interessante märkische Vergangenheit. Das Besitztum gehörte von 1662 ab dem insbesondere durch seine in der Schlacht bei Fehrbellin bewiesene Tapferkeit bekannten, von Heinrich von Kleist im Drama „der Prinz von Hessen-Homburg“, gefeierten Fürsten und Heerführer. Nachmals erwarben es die um die

*) Die Bezeichnung Spiegelberg für dies Dominium ist erst kürzlich verliehen (mit Rücksicht auf die ehemalige Spiegelfabrik daselbst, und deshalb in den Handbüchern und Plänen noch nicht zu finden). Es gibt auch ein Spiegelberg, Domaniel-Gut und Vorwerk im Kreis Ost-Sternberg und ein Groß- sowie ein Klein-Spiegelberg im Kreise Prenzlau.

märkische Industrie hochverdienten Fabrikanten Splittgerber und Schickler, denen zu Ehren die beiden Berliner Straßen ihren Namen führen.

XXVII. Das ausliegende Heft 1, Jahrgang XVI. 1906, der Zeitschrift für Volkskunde (Herausgeber Herr Professor Dr. Bolte) enthält mehrere beachtenswerte Aufsätze:

a) Wossidlo: Über die Technik des Sammelns volkskundlicher Überlieferungen, bereits in der Brandenburgia erwähnt von mir gelegentlich der Besprechung der Zusammenkunft des Bundes für Deutsche Volkskunde zu Hamburg;

b) das Fangsteinspiel von Fr. Elisabeth Lemke (bei uns häufig „Fasseln“ genannt);

c) alte Bauüberlieferungen von Robert Mielke (Fenster und Tür);

d) von mir eine Besprechung des illustrierten Prachtwerks, das Edler von Benesch über die in den Kais. Sammlungen zu Wien befindliche Spezialsammlung von Beleuchtungsgegenständen herausgegeben hat. — Bei meinem Vortrag über Licht und Leuchte im hiesigen Verein für Volkskunde am 26. Januar 1906 habe ich dies klassisch zu nennende Werk vorgelegt und erläutert;

e) U. M. Herr Stadtverordneter H. Sökeland bespricht S. 124 und 125 das Werkchen von Prof. Dr. L. Weber in Kiel „die Wünschelrute“. Ich verweise auf die vielfachen Erörterungen über die Wünschelrute in unseren Monatsblättern. Sökeland verhält sich skeptisch, auch dem neuerdings in den Vordergrund geschobenen psychologischen Erklärungen, die wenigstens einen Teil der Behauptungen des Landrats v. Bülow retten wollen, indem er mit folgenden Worten schließt: „Erwähnen möchte ich nur noch, daß die Ursache des Schlagens der Rute in einer ganz leichten Drehung der beiden Hände, in denen die Rute in sehr gezwungener Weise gehalten wird, liegt. Die hochgehaltene Rute steht im labilen Gleichgewicht, wie W. ganz richtig angibt; bei einer geringen Drehung beider Hände nach innen schlägt die Rute nach oben, bei entgegengesetzter Drehung, zu der aber die krampfhaft gehaltenen Hände im allgemeinen weniger Neigung haben, schlägt sie nach unten.“ — Dasselbe sagt Dr. Leppla in einer Besprechung der Weberschen Schrift (Naturw. Wochenschrift Nr. 10, 1906. S. 156).

XXVIII. Unser neues Mitglied Herr Ingenieur Hermann Knauer, wohlgekannt unter anderm in den weitesten Kreisen als Erbauer des vielgepriesenen „Deutschen Hauses“ auf der Weltausstellung zu St. Louis, überreicht die ausliegende Brochüre: „Das neue Schauspielhaus und der neue Konzertsaal am Nollendorfplatz“ Berlin 1906. Der in jeder Beziehung merkwürdige großartige Bau, welcher noch im Sommer d. J. eingeweiht werden soll, verdient unsere Anteilnahme.

XXIX. Unsere Brandenburgia-Rolandsschau erregt in den fernsten Gegenden Europas, überall da wo sich Rolandspuren erhalten haben, lebhaftes Interesse. So bin ich in der Lage, Ihnen heut eine Photographie des Rolands von Hermannstadt in Siebenbürgen vorzulegen, so wie er sich im dortigen Museum verwahrt und aufgestellt findet. (Abbildung siehe umstehende Seite.)

Diese Photographie sowie den herumgegebenen Lichtdruck darstellend die Enthauptung des J. Sachs von Hartenek mit dem Schwert auf dem Großen Ring zu Hermannstadt am 5. Dez. 1703, hat auf freundliche Vermittelung von Frl. El. Lemke der Schriftführer des Sebastian Hann Verein für Heimische Kunstbestrebungen Ortsgruppe Hermannstadt Herr Emil Sigerus mit folgenden Spezialbericht eingesendet.

Der Roland von Hermannstadt.

Von Emil Sigerus.

„Um die Mitte des XII. Jahrhunderts rief der ungarische König Geijsa II. deutsche Ansiedler vom Oberrhein „zur Kultivierung der Einöden jenseits des Waldes und zur Erhaltung der Krone“ ins weite, wenig bevölkerte Ungarland und besiedelte mit diesen die äußerste Ecke gegen Osten hin, das grüne, waldreiche Siebenbürgen. Gewiß zu den ältesten Wohnplätzen dieser Deutschen, in Ungarn „Sachsen“ genannt, gehört Hermannstadt, dessen alter deutscher Name „Hermanstorf“ zum erstenmale urkundlich in einem Bericht über den Mongoleneinfall (1241) aus dem XIII. Jahrhundert, vorkommt, der, aus der Echternacher Klosterbibliothek stammend, jetzt sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet.

Trotz der weiten Entfernung vom Mutterlande hielten die Siebenbürger Sachsen die Verbindung mit Deutschland stets aufrecht und wurden im fernen Osten zu immer anerkannten Kulturträgern. Ihr Recht, ihr Handel, Gewerbe, Kunst und Leben blieb stets deutsch und Hermannstadt ward der Hauptort der deutschen Kultur, von dem aus dieselbe in das siebenbürgische Hochland, wohl auch noch weiter ausstrahlte. Schon 1376 sind in Hermannstadt 19 Zünfte und 25 Gewerbe und der zwischem dem Orient und Occident vermittelnde Handel mehrt den Wohlstand der Stadt. Sechszig Jahre später ist die Stadt schon so stark befestigt und so wohl verteidigt, daß die Türken vergeblich den Sturm auf sie unternehmen.

Bei den fortdauernden Beziehungen, die die Siebenbürger Sachsen zu Deutschland unterhielten, wird es wohl niemanden Wunder nehmen, in Hermannstadt eine steinerne Rolandstatue zu finden. Zwar steht dieselbe schon über ein Jahrhundert nicht mehr auf dem Marktplatz, aber sie wird in der städtischen Rüstkammer aufbewahrt und in einem alten Bilde ist ihr ehemaliger Standplatz und die Art ihrer Aufstellung erhalten geblieben.

Das aus gelbem Sandstein gemeißelte Standbild, jetzt stark verwittert, ist von der Fußsohle bis zum Scheitel 102 cent. hoch. Vom Kopf bis zum Knöchel besteht die Statue aus einem Stein; die Füße vom Knöchel abwärts sind mit der Kreuzblume, auf der der Roland steht, auch aus einem Steinstück gemeißelt, die beiden Steine sind in den Knöcheln mittelst eiserner Zapfen miteinander verbunden. Der linke Arm wird durch ein Eisenstück gestützt, das gleichzeitig auch das Schwert tragen hilft. Die beiden Hände fehlen und sind jetzt aus Gips nachgebildet. Ebenso ist das Schwert, das der Roland jetzt mit beiden Händen hoch hält, nicht das ursprüngliche. Obgleich, wie bereits erwähnt, die Statue arg verwittert ist, läßt sie doch noch erkennen, daß sie mit vollem künstlerischen Verständnis ausgemeißelt wurde. Der linke Fuß etwas vorgesetzt, der wohlproportionierte Körper in die Höhe gestreckt, der Kopf mit den energischen Gesichtszügen u. starkem Schnurrbart etwas erhoben, verkörpert die Statue männliche Kraft; sie scheint mutig bereit zu sein, gerechte Strafe zu vollziehen. Das schwere Richtschwert hält sie mit beiden Händen an der rechten Seite zur Höhe. Den Kopf deckt



Roland von Hermannstadt.

eine niedere Sturmhaube, die Brust ein gerippter Panzer, desgleichen werden die Schenkel vom Panzer bedeckt. Diese Richtungstücke erinnern etwas an jene des Roland zu Perleberg.

Wie nun aus einem alten Bilde, das aus Anlaß der Hinrichtung des Sachsengrafen Johann Labanius Sachs von Hartenek 1703 aufgenommen wurde, zu ersehen ist, bestand der Unterbau, der die Rolandsstatue trug, aus einem von 3 breiten und einer schmalen Stufe gebildeten Sockel, auf dem sich eine mit gotischem Maßwerk verzierte Säule erhob. Auf dieser Säule stand eine zweite Säule von geringerem Durchmesser, die in ein spitzes Dach mit Kraben ausging.

Dieses Dach ward von der noch erhaltenen Kreuzblume mit dem Roland gekrönt. Wenn das alte Bild die Proportionen genau wiedergibt, so war der ganze Aufbau einschließlich der Rolandstatue 7 m hoch. Das Standbild samt Unterbau wurde ausschließlich „Pranger“ genannt und findet sich eine andere Bezeichnung nicht vor. Es darf wohl angenommen werden, daß die zum Pranger verurteilten Verbrecher auf den Stufen des Sockels stehen mußten, wahrscheinlich irgendwie angebunden oder

angekettet und von Wächtern bewacht. Der Name „Roland“ für das jetzt in der städtischen Rüstkammer befindliche Steinbild kam erst in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts auf.

Der Pranger stand auf der Nordostseite des großen, mitten in der Stadt gelegenen Marktplatzes. Unmittelbar an den Pranger schloß der Richtplatz an und ganz nahe erhob sich der Galgen. Dieser Pranger ward 1550 und 1551 errichtet und finden sich in den Hermannstädter Bürgermeisterwohnungen hierüber folgende Aufzeichnungen:

Eodem die — 4. April 1550 — Michaelis Gokler pro depictione statuæ prenger dati flor. O. den. 25.

Eodem die — 4. August 1551 — cum lapides ad statuam prenger de Colosuar*) adducerentur per decem currus, pro octo vecturis soluti pro flor. 5 den 12 facit flor. 40 den. 96. Duæ vecturæ pro flor. 5 den. 60 facit flor. 11 den. 20.

Item ad structuram prengerii empta parva fornace laterum pro flor. 2 den. 75.

Pro vectura lapidum 44 de Rossonair**) ductis, item arenae, laterum cementi et pro solutionibus laboratorum, donec erigeretur tota statua, dati flor. 31 den. 56.

Item ferro empto a Petro Vaall 30 peciis pro retinaculis faciendis, una pecia pro den 8 facit flor. 2 den. 40.

Ladislao fabro pro apparatione retinaculorum et pro media masa ferri dati flor. 3 den. 85.

Magistro Onofforo lapicidae pro sectione lapidum dati flor. 148 den. 0.

Als Anfang des XVIII. Jahrhunderts in dem seit 1536 vollständig lutherischen Hermannstadt eine Gegenreformation versucht wurde — allerdings ganz vergeblich — die Jesuiten eine katholische Pfarrkirche erbauten, ward auf dem Marktplatz u. z. westlich vom Pranger eine Statue des böhmischen Nationalheiligen Johann Nepomuk errichtet. Der kommandierende General von Siebenbürgen Graf Tige forderte nun 1734, eben mit Rücksicht auf die erwähnte Heiligenstatue, daß „der Pranger von dannen transferieret werde“. Aber der noch vollständig protestantische Stadtrat sprach sich entschieden dagegen aus und der Pranger blieb stehen. Erst ein halbes Jahrhundert später 1783 wurde der Pranger abgetragen, worüber sich in dem städtischen Archiv keine Akten erhalten haben. Das Rolandsstandbild kam nun auf das Rathaus, vielleicht um einen neuen Standplatz zu erhalten, doch unterblieb eine weitere Aufstellung. Als dann mit den noch vorfindlichen Waffen aus alter Zeit in den 60er Jahren des XIX. Jahrhunderts eine kleine Sammlung in einem Raum des Rathauses als „städtische Rüstkammer“ aufgestellt

*) Klausenburg.

**) Reschinar, ein am Gebirge gelegenes Dorf 11 km. von Hermannstadt entfernt.

wurde, fand auch der alte Roland hier seine Friedensanstellung, in der er sich noch heute befindet.“

Die Brandenburgia dankt Herrn Emil Sigerus herzlichst.

E. Bildliches.

XXX. Herr Photograph Max Zeisig in Perleberg legt ca. 40 große von ihm selbst mit großer Sorgfalt aufgenommene und vortrefflich ausgeführte Photographien von Gebäuden und Landschaften sowie kirchlichen Interieurs der Prignitz vor, die Herrn Architekt Paul Eichholz, unserm geschätzten Mitgliede, bei seiner Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler, welche er im Auftrag der Brandenburgischen Stände verfaßt, als Unterlagen gedient haben. Sie werden sich noch des diesbezüglichen von Herrn Eichholz in der Brandenburgia gehaltenen Lichtbilder-Vortrags entsinnen.

XXXI. Der Märkische Stil. Von einer seit kurzem erscheinenden Zeitschrift: „Die Werkstatt. I. Jahrg. II. Heft. 18. Febr. 1906. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin.“ Schriftleiter Georg Lehnert. Verlag von Otto Salle lege ich Ihnen ein inhaltreiches Heft vor.

Am meisten wird Sie der Artikel S. 162 — 165 von E. Schur interessieren: „Der Stil der Märkischen Großstadt“. Er ist für Berlin ebenso schmeichelhaft wie hoffnungsvoll und schließt mit den emphatischen Worten: „Nach und nach ergibt sich eine Auswahl, die in natürlicher Schönheit zu dem großmärkischen Stile der Zukunft hinführt. Er ist einfach, großzügig, solid, ernst, sachlich. Von allen Schwächen befreit, wächst er sich aus zu dem modernen Großstadtstil, der als höchster Ausdruck unserer gegenwärtigen Kultur erscheint. Er ist unserer Zeit gemäß, ihn sucht sie. Immer gibt das am weitesten voran befindliche Kulturzentrum der letzten Vollendung den Stempel. Dieser Stil wird die Stilgeschichte weiterführen. Er fügt ein Neues dem Alten an. Neben den historischen Stilen erscheint der heutige, unser moderner Großstadtstil, der seiner organischen Herkunft gemäß, als der Märkische Stil genannt werden kann und als solcher in die Kunstgeschichte eingeht.“

Sehr schön gesagt! Ob die nichtgroßberlinisch-märkischen Kunstkritiker diesem Manifest von E. Schur beipflichten werden?

XXXII. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage eines Steinbeils mit unvollendetem Bohrloch aus Groß Pankow Kr. Ostprignitz. Das aus dioritartigem Geschiebe hergestellte, ziemlich primitive Steinbeil mit abgewitterten Außenflächen, das ich Ihnen vorlege, ist bemerkenswert wegen der Art der Durchbohrung, die neues Material zur Frage der Bohrkunst unserer steinzeitlichen Vorfahren bietet. Zwar befindet sich im Märkischen Museum, wie in den meisten anderen prähistorischen

Sammlungen, eine ganze Reihe von Steinbeilen mit unvollendeten Bohr-
löchern, aber bei diesen ist an dem stehen gebliebenen zentralen Bohr-
zapfen zu erkennen, daß zum Bohren ein hohler Stab verwendet wurde,
während im vorliegenden Fall der Bohrstab nicht hohl, sondern voll
gewesen sein muß.

Außerdem hat bei jenen die Durch-
bohrung immer nur von einer Seite aus
stattgefunden,

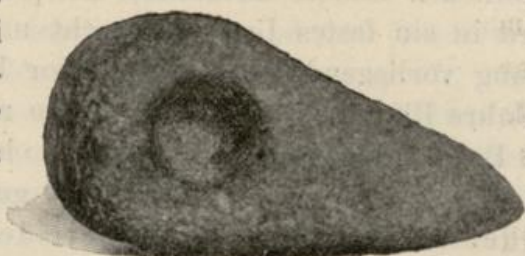
während hier zu-
erst bis zur Hälfte
gebohrt und dann
von der anderen
Seite von neuem
angefangen

wurde. Das be-
weisen die zwei
ersten der beige-
gebenen Abbildun-
gen, auf denen die
auf beiden Seiten
begonnene Bohrung
sichtbar ist. Die
Arbeit ist dann
durch irgend einen

Zufall unter-
brochen, nachdem
sie soweit gediehen
war, daß nur noch
eine Scheidewand
von $1\frac{1}{2}$ Millimeter
übrig blieb.

Da die Her-
stellung des Bohr-
lochs von beiden
Seiten aus erheblich
schwieriger ist, als
von einer Seite,
indem ein einmal

gegebenes Loch eine
sichere Führung für
die Fortarbeit ab-
gibt, während ein
neuer Bohransatz
zuerst immer aus-
weicht; indem auch
ferner es nicht leicht
ist, von der anderen
Seite genau die Axe
des ersten Bohrlochs
festzuhalten, so muß
der Arbeiter eine
besondere Absicht
dabei gehabt haben.
Diese Absicht kann
nur darauf gerichtet
gewesen sein, daß
das Bohrloch eine
die Befestigung des
Holzgriffs sichernde
Form erhielt. Findet
die Durchbohrung
nur von einer Seite
statt, so wird das
Loch immer eine
konische Form er-
halten, es wird an
einem Ende am
weitesten, am
andern am engsten
sein und das Beil
kann dann nur
schwer so befestigt
werden, daß es nicht
abfliegt. Die Durch-
bohrung von beiden
Seiten ergibt ein Loch,
dessen engste Stelle
in der Mitte liegt.
Der Stiel kann dann
noch in ausreichender
Stärke zum Teil
eingeführt werden,
und sein schwächeres
Ende läßt sich durch



Steinbeil mit unvollendetem Bohrloch.



Insulanerin bei der Bohrarbeit.

Eintreiben einiger kleiner Holzkeile so verdicken, daß er die allmählich sich erweiternde zweite Hälfte des Lochs ausfüllt, wodurch ein Abfliegen des Beils verhindert wird.

Für die Bohrarbeit selbst haben wir bei den noch heute im Zustande der Steinzeit befindlichen Südsee-Insulanern Beispiele. Der zu durchbohrende Stein wird in ein festes Lager gebracht und dann, wie die in der dritten Abbildung vorliegende, vom Präparator Kothe auf der Insel Neu-Pommern im Jahre 1901 aufgenommene Skizze zeigt, ein mit einem Stein beschwerter Bambusstab darüber hin und her gerieben, wobei immer etwas Sand und Wasser an die Reibestelle getan wird.

XXXIII. Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow I. Teil. Von der ältesten Zeit bis zum Ende des großen Krieges. Im Auftrage des Kreises bearbeitet von Willy Spatz. Berlin 1906. Dank dem überaus regen Interesse des Herrn Landrat v. Stubenrauch der Belebung der Heimatkunde im Kreise Teltow entgegenbringt, ist es dem Verfasser gelungen, in diesem I. Teil der Geschichte des Kreises ein Werk zu bieten, das in dem glücklichen Zusammenwirken von Inhalt und Ausstattung mustergültig genannt werden kann.

Der Text gewährt uns in ausserordentlich reichhaltiger Weise Einblick in zeitgenössische Urkunden zur Geschichte des Kreises Teltow, ebenso wie der vornehme und reiche Bilderschmuck fast lauter zeitgenössische Kunst- und Bauwerke, Urkunden, Wappenbilder, Münzen und Darstellungen aus dem mittelalterlichen Leben wiedergibt. So wird eine außerordentliche Anschaulichkeit erreicht. Wir erleben wirklich die ganze Entwicklung mit.

Aus der Urzeit, deren Darstellung mit Abbildungen der wichtigeren vorgeschichtlichen Funde aus dem Kreise geschmückt ist, sehen wir den Teltow langsam und unvollkommen in das Licht der Geschichte hineintauchen, bis um die Mitte der Askanierzeit zuverlässige Urkunden einsetzen. Wir folgen der Hochflut deutschen Siedelungseifers, der im 13. Jahrhundert unter der gewaltigen Kraft des Kolonisationsgedankens einsetzt, und wir blicken in das namenlose Elend, indem dieser herrliche Anfang seit dem Aussterben der Askanier versinkt. Mit frischer Lebendigkeit wird uns die innere Entwicklung unter den Wittelsbachern, Luxemburgern und Hohenzollern bis zum dreißigjährigen Kriege geschildert. Es ist sehr dankbar zu begrüßen, daß diese Zustände, ohne deren Kenntnis das Wirken der preußischen Könige gar nicht gewürdigt werden kann, uns so nahe gebracht werden. Wie die Dorfjugend spielt, erfahren wir, was Hans Klawert für Streiche macht, wie der Bauer lebt und der Junker erzogen wird, und wie inzwischen in der inneren Politik der Stände an Stelle des starken Nationalgedankens der Kolonisationszeit enge Klasseninteressen treten, die in der Proletarisierung des Bauernstandes die Kraft des Staatswesens untergraben. Da kommt der

große Krieg. Er findet das märkische „Heer“ in einem Zustande, der vergleichsweise noch schlimmer war als der unserer Flotte vor 1900, und er findet an der Spitze der Mark einen Mann, der eher alles andere war als ein Mann der Tat. Und doch tröstet uns der Jammer der Kriegsjahre wieder durch den sichtbaren Beweis von der Unverwüstlichkeit unseres Volkes. Kriegshorden, Brand und Seuchen wüthen in der Mark, und wenn der Teltow auch nicht so arg litt, wie die Uckermark, in deren Städten oft nur der 10. Bürger übrig blieb, so ist doch auch die Teltower Bevölkerung auf $\frac{1}{3}$ ihres früheren Bestandes beim Friedensschluß zusammengeschrumpft. Da geht der große Kurfürst daran, seinen Staat buchstäblich aus dem Nichts neu zu schaffen.

Wie ihm das in einem Lebenswerk ohne Gleichen gelang, und wie die preußischen Könige sein Werk ausbauten, das wird der 2. Band behandeln, dessen Erscheinen in etwa Jahresfrist in Aussicht gestellt ist. Wir wünschen dem Verfasser wie dem Kreise von Herzen Glück zur Vollendung der Aufgabe und möchten hoffen, daß das Buch den Leserkreis, den es so sehr verdient, finde und zu ernstem Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft unseres Landes anrege.

XXXIV. Herr L. Noël Major z. D. Die militärischen Frauen und Jungfrauen in den Befreiungskriegen 1813/15. Außer Nanni von Schmettau, die ihr goldblondes Haar auf dem Altare des Vaterlandes opferte, sind nur zwei Frauen, die an den Kämpfen der Freiheitskriege teilnahmen, in weiteren Kreisen des Volkes bekannt: Eleonore Prohaska und Johanna Stegen, erstere, eine Köchin aus Potsdam, trat im Mai 1813 in Sandau unter dem Namen „August Renz“ bei dem Lützowschen Freikorps ein, wurde am 16. September 1813 im Gefecht an der Gohrde unweit Lüneburg schwer verwundet und starb am 5. Oktober zu Dannenberg, wo sie auch bestattet wurde. Hier wie auf dem Kirchhofe in Potsdam sind dem „Heldenmädchen aus Potsdam“ Denkmäler errichtet worden. Johanna Stegen, das „Mädchen von Lüneburg“, trug den Füsiliern und freiwilligen Jägern des 1. pommerschen Infanterie-Regiments im Gefechte bei Lüneburg am 2. April 1813 in ihrer Schürze Patronen aus einem verlassenen französischen Patronenwagen zu und setzte dadurch die Krieger in die Lage, den Angriff des Generals Morand auf die Stadt abzuschlagen und den ersten Sieg auf deutschem Boden zu erringen. Johanna mußte bei der Rückkehr der Franzosen nach Berlin flüchten, wo sie den Freiwilligen, späteren Feldwebel Wilhelm Hindersinn kennen lernte, den sie 1817 heiratete und mit dem sie 24 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Sie starb am 12. Januar 1842 in Berlin und ist auf dem Sophien-Kirchhofe in der Bergmannstraße beerdigt. Leider ist ihre Grabstätte durch kein Denkmal geziert, doch ist bereits ein Ausschuß zusammengetreten, der für die Errichtung eines solchen Sorge tragen wird. Zu diesen beiden Heldenmädchen gesellt sich als dritte Kämpferin,

Auguste Krüger aus Friedland in Mecklenburg. Von dem Gedanken erfüllt, die französischen Eindringlinge aus dem Vaterlande zu vertreiben, trat sie als Schneider August Lübeck in das Reservebataillon des Kolbergschen Regiments ein und machte mit diesen das Gefecht am Kespersteig vor Stettin am 7. April 1813 und die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz im August und September 1813 mit. In der letzten Schlacht wurde sie bei der Erstürmung einer Batterie an der Schulter schwer verwundet und mußte zu ihrer Heilung nach Berlin zurückkehren. Wegen ihrer Tapferkeit wurde sie zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz und dem russischen St.-Georgs-Orden ausgezeichnet. Obwohl ihr Geschlecht bei der Untersuchung entdeckt worden war, wurde ihr doch gestattet, zu ihrem Regimente zurückzukehren, mit dem sie nun den Feldzug in Holland mitmachte und an den Schlachten bei Herzogenbusch (26. Januar 1814), bei Laon (9. März) und bei Compiègne (1. April) teilnahm. Nachdem sie noch bei Ligny Zeuge der blutigen Kämpfe um den Besitz des Schlachtfeldes gewesen war, bat sie um ihren Abschied, der ihr am 23. Oktober 1815 unter den ehrenvollsten Bedingungen gewährt wurde. Auguste Krüger heiratete später ihren Landsmann, den Unteroffizier Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment, und lebte mit ihm in Lychen, später in Templin, wo sie am 31. Mai 1848 starb. Ihre Grabstätte auf dem dortigen Friedhof zierte ein eisernes Kreuz mit entsprechender Inschrift. Als vierte in der Reihe der Freiheitskämpferinnen ist Anna Lühring zu nennen, die Tochter eines Zimmermeisters aus Bremen, die im Januar 1814 unter dem Namen „Eduard Kruse“ bei dem 3. Bataillon der Lützower Jäger eintrat und den Feldzug bis zum Frieden mitmachte. Nur das Offizierkorps wußte um ihr Geheimnis. Bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt wurde sie hochgeehrt und ihr eine Pension vom Staate ausgesetzt. Sie heiratete 1821 den Lohndiener Lux in Hamburg, wo sie, von der Nachwelt vergessen, am 25. August 1866 gestorben ist. Außer diesen Heldenmädchen hat Major Noël durch langjährige Nachforschungen noch die Namen von elf anderen Frauen und Mädchen feststellen können, die an den Kämpfen jener Jahre teilgenommen haben, nämlich: Luise Dorothea Schulz aus Demmin, die den Zug Schills mitmachte, Dora Sawosch und Unger, die als Lützower Jäger dienten, Marie Buchholz aus Charlottenburg, Maria Werder, die nebst ihrem Gatten als Husar in das Freikorps des Fürsten Anhalt-Pleß eintrat, Frau Gronert, die beim 1. Leib-Husaren-Regiment, und Ilse Hornbostel, die im Bremischen Infanterie-Bataillon diente, ferner Lina Petersen, Marie Buchholz, Berta Seebeck, die Altpreußin Patschinska und die Jungfrau Riebert aus Potsdam, über deren Schicksale nichts Näheres bekannt ist.

XXXV. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

„Charakter der Berliner“. Vor 60 Jahren geschildert von H. Beta: „Berlin in der Westentasche“ 1843.

S. 17: „Und daß man in Berlin ist, daran erinnert uns die Grobheit, die malitiöse Zungen- und Schlagfertigkeit und der freche Witz mit dem scharfen, blanken Accent, wovon man sich auf die nachtheiligste Weise Proben verschaffen kann, man braucht nur jemand zu rempeln oder einen guten Rock und eine Brille zu tragen.“

S. 18: „Ein Berliner Witz ist besser als eine schöne Gegend“, sagt Hegel; deshalb haben sich die Berliner das Bessere angeschafft, Witz ist aber nicht ihr Grundcharakter, sondern nur eine Form. Durch Kampf mit Sumpf und Sand und politischen Feinden sind sie gewöhnt, alles mit dem Verstande scharf und mutig aufzufassen und zu behandeln. Göthe nennt die Berliner eine verwegene Menschenrace. Statt scharf nehmen sie vieles spitz, das giebt Witz. Witz, Schärfe, (wie der blanke, scharfe, helle Accent der Sprache es unmittelbar bekundet) Mut, Verwegen- und Verwogenheit, Verstand, Kritik, Kampf- und Schlagfertigkeit ist der norddeutsch-brandenburgisch-berlinische Grundcharakter und Friedrich der Große dessen Normalform. Der edle Kern will edle Nahrung, oder wie das Sprichwort sagt: Ein guter Bissen will auch eine gute Tunke. — Wir haben keine großen Zwecke zu verarbeiten, wir sind verdammt ebenso wie der Philister der kleinen Stadt, kleinliche Privatinteressen noch kleiner zu kauen. Das hat den edeln Grundcharakter der Berliner verdorben. Der Mut ist Arroganz, der Verstand kritische Selbstbespiegelung; Kritik, Klatschsucht, Witz Eckensteher-Fuselmalice geworden. Die tausend Gelegenheiten zum Genuß haben eine ekelhafte Genuß- und Prunk- und Prahlsucht erzeugt: „man so dhun“. Die Folge ist Übersättigung, Blasiertheit, Neugier, Hunger, die Leere immer wieder auszufüllen mit Dingen, die nicht nähren. Der Witz und die Sucht, sich darin selbst zu genießen, lauert immer wie die Katze vor dem Mauseloche, über jede Maus, die der kreisende Berg gebiert, sofort herzufallen. Mit dieser formalen, abgehetzten, egoistischen Bildung, der es an edler Nahrung fehlt, hängt der hohe Enthusiasmus für jede Berühmtheit zusammen, die Vergötterung von Virtuosen, Tänzerinnen, Athleten, Bajadern, dressierten Menschen und Tieren. Sie erheben solche Berühmtheiten zu goldenen Kälbern, nicht in der redlichen Absicht, sie zu vergöttern, sondern darum herum zu tanzen. Und das Tanzen macht den Tanzenden Spaß. — Wer in solchen Genüssen lebensbankerott geworden, flüchtet sich in das dunkele, hier stark bevölkerte Reich der Frömmelei. — So erklären sich die Gegensätze: Frivolität und Genußsucht und ebenso gottlose Abstraktion vom Leben in pietistischen Klubs. Wer sich in den leeren Genüssen des Residenzlebens übersättigt und die Genußfähigkeit verloren hat, flüchtet sich endlich zu Gott, da er ja nicht mehr sündigen kann. Gebt dem edlen Grundcharakter der Berliner edle Nahrung;

und ihr habt die besten Preußen und Patrioten! — Die vielen Eingewanderten und stets noch Einwandernden bringen die mannigfaltigsten Mischungen von Charakteren und Individualitäten hervor, so daß man alle möglichen Temperamente, alle Völker und alle Provinzen in ihren Eigentümlichkeiten finden kann. Mit der Zeit freilich berlinisieren sich die meisten und verspälen in dem Strudel des Lebensozeanes der Residenz ihren Charakter. Auch kostet es Kampf, sich zu halten in der industriösen Überfüllung. Man vergißt die Mutter, die uns auf den Armen trug, den Lehrer, den Freund seiner Jugend, den Prediger, der uns eingesegnet, die Geliebte der wir ewige Treue geschworen, man wird gewitzigt, gerieben, mit allen Hunden gehetzt und man bekommt „Intelligenz!“ Freilich, „es bildet ein Charakter sich durch die Welt“, und so werden moralisch kräftige Naturen wohl gerade dadurch edelmännlicher, was Vergnüglinge verdirbt. Die edelen Männer und Frauen, die nicht mit dem Strome schwimmen, sondern ihn gar nicht hineinlassen in die gemüthlichen Kreise ihres abgeschlossenen Lebens, werden sich auch durch diese Charakteristik nicht getroffen fühlen.“

So urteilte ein scharfer Berliner Beobachter im vormärzlichen Berlin zu Anfang der Regierungszeit des Romantikers auf dem Throne der Cäsaren. Seitdem sind über zwei Menschenalter ins Land gegangen. Hat sich der Charakter des Berliner seither wesentlich geändert und würde in seiner Selbstbiographie sein Erkennedichselbst heut erheblich anders lauten? Jedenfalls „Willem“, „Hujo“, „Lude“, „Aujust“, „Fritze“ heißen, genau noch so wie „Anno dunnemals“ und sind genau noch so von Charakter wie zur Zeit des seligen Eckensteher Nante. E. Fr.

Dammsmühle, Kreis Nieder-Barnim. Was sich die allerältesten Leute über Dammsmühle erzählen. Also sprach der älteste der Alten, als er vor einigen Jahren mit seinem 83 jährigen Sohne aus Mühlenbeck zu Fuß herüberkam, um seinem „Kleinen“ das von den Wollankschen Erben schloßartig ausgebaute Herrenhaus zu Dammsmühle zu zeigen: „Ick hab't immer gesagt, der Junge hat keuen Trieb; er kann nich mal allene nach Dammsmühle finden; darum komm' ick jetzt mit und zeige ihm das Schloß; aus dem Jungen wird wohl nichts mehr werden. Als ick't letzte Mal hier war, da war Napolium och hier!“ „Aber“, warf der Schloßherr hier ein, „Napoleon ist ja doch nur bis Wilhelmshöhe bei Kassel gekommen!“ „Ach wat!“ brumnte der Alte, „den meene ick ja nich, sondern den ganz klenen fetten, den ersten Napolium! Der kam damals von Berlin hierher und er hat hier im Schlosse gewohnt. Alle Leute aus der ganzen Gegend waren zusammen gelaufen, um die Franzosen zu sehen; sie waren immer dicht hinter Napolium. Der ging in die königlichen Gewächshäuser und in den Garten, pflückte sich Pflaumen und Äpfel und kostete; aber er spuckte alles wieder aus; et mag ihm wohl zu sauer gewesen sein. Die Leute vorfierten sich, wie einer so mit königlichem Eigentum umgehen konnte. Am Abend kam aus Berlin ein französischer Ordonnanzoffizier, ein Kürassier, der dem Kaiser eine Nachricht bringen wollte. Aber er geriet beim Mühlenbecker See in einen Sumpf und ist da immer tiefer eingesunken, bis er ertrank — wenn die Leute nicht noch ein bißchen nachgeholfen haben. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser das Haus anstecken und zog fort. So machte ers gewöhnlich. Da kamen die Leute aus Mühlenbeck

und Schönerlinde herbei und löschten den Brand; zum Dank dafür schenkte man ihnen je einen Kronleuchter aus dem Herrenhause. Die beiden Kronleuchter hängen noch heut in den Kirchen zu Mühlenbeck und Schönerlinde. Um diese Zeit hat der König die Mühle an Damm verkauft, weil er Geld brauchte. Früher hat auch mal die Rietzen (Gräfin Lichtenau) hier gewohnt. Gerade über vom jetzigen Schloß stand damals ein Gartenhaus, darin hat sie gehaust. Sie sagen ja, sie soll da manchmal noch umgehen!“

Otto Monke.

Besprechungsformeln aus Beeskow. Rose zu besprechen. Hauche auf diejenigen Körperteile, welche an der Rose leiden und murmele dabei:

Die Rose hat in dieser Welt
 Uns Gott als Königin gesandt
 Und über ihr das Sternenzelt
 Als Krönungsmantel ausgespannt.
 † Rose † Rose † weiche,
 Flieh auf eine Leiche
 Und laß die Lebenden befreit
 Von nun an bis in Ewigkeit.

Gegen Verstopfung. Schäle einen Borsdorfer Apfel, schabe ihn dann gegen die Blüte hin und iß das Geschabte.

Gegen Durchfall. Schabe den Apfel gegen den Stiel hin und iß das Geschabte. (Auch in Berlin und im Havellande bekannt.)

O. Monke.

Volks- und Kinderreime.

a) Herr Maler Otto Gebhardt, der seine Jugend in Berlin verlebte, teilte mir folgenden Abzählreim mit:

Eene, meene, mink, mank,
 Klink, klank,
 Ose, pose, packe dich,
 Eier, weier, weg!

So wurde der Spruch vor 30 Jahren hier gesprochen.

b) Huppup, huppup, Bastejan,
 Loat de Fiedel un Fleuten goahn,
 Loat se ook jo got warn,
 Loat se ook nich verdarbn!
 Striek af, striek af,
 Striek de Huppup af!

Reim aus Grabow in Mecklenburg; sprechen die Knaben, wem sie den Weidenast klopfen, um eine Schalmei zu gewinnen.

c) Kiwitt, wo bliew ick,
 In'n Brummelbeernbusch (Rubus)
 Doa sing ick, da fleut ick,
 Doa hev ick mien Lust.

Ruft man in Grabow dem Kiebitz nach.

d) An warmen Herbstabenden geht die Grabower Jugend mit Papierlaternen in den Straßen herum und singt:

Laterne, Laterne,
 Ich geh mit meiner Laterne,
 Meine Laterne ist hübsch und fein,
 Darum geh ich ganz allein.
 Hamburg, Lübeck, Bremen,
 Ich brauch mich nicht zu schämen.
 De Koopmann giwwt tau wenig in de Tüt,
 De Bäcker backt de Semmel tau lütt.
 Brenne aus, mein Licht,
 Brenne aus, mein Licht,
 Aber ja meine liebe Laterne nicht!

Herr Maler Otto Gebhardt teilte mir mit, daß er denselben Brauch in Mölln gefunden habe. Wilhelm Kotzde.

Danksage an den Pastor. Lietzow bei Nauen. Nach der Einsegnung hatten die Konfirmierten dem Pastor folgendes Sprüchlein aufzusagen:

Herr Pastor, ich bedanke mich für den empfangenen Unterricht, den Sie mir erwiesen haben in meinen jungen Jahren.
 Ich will es auch behalten und danach tun.

Mit diesen Worten reichte man dem Herrn Pastor die Hand und drückte ihm dabei einen Taler in die seinige. O. Monke.

In Zachow bei Ketzin war es üblich, sich von dem Lehrer mit folgendem Spruch zu verabschieden:

Ich bedanke mich für Ihren treuen Unterricht, den Sie mir erwiesen haben in meinen jungen Jahren. Und habe ich Ihnen etwas zu Leide getan, so bitte ich Sie um Vergebung.
 Der „metallische“ Händedruck fand nicht statt. O. Monke.

Straßenausruf aus Zachow bei Ketzin:

„Suern, suern!
 Morgen werd'e backen!“

Das heißt säuert den Teig, morgen wird gebacken. O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.